



Hiermit findet der Abdruck der im Herbst 1899 zur Feier des 150jährigen Geburtstages Goethes in der Aula des Gymnasiums gehaltenen Vorträge ihren Abschluß. Der erste, „Goethes Bedeutung für die Gegenwart,“ erschien im Osterprogramm 1900, dann um den zweiten, „die Naturpoesie im ‚Werther‘ und in der Lyrik Goethes,“ erweitert, im Verlage von Louis Neuffer (Neuwied & Leipzig 1900), der dritte, „Goethes ‚Tasso‘ ein Dichterbild, Goethes ‚Faust‘ ein Menschheitsbild,“ im Osterprogramm 1901.

Wer über die epische Kunst in „Hermann und Dorothea“ heutigen Tages schreibt, der wird sich vor allem dem klassischen Buche von Viktor Hehn („Über Goethes Hermann und Dorothea“ Stuttg. 1893) verpflichtet wissen; es sei auf dieses Werk auch hier verwiesen. Der Abschnitt über die Lebensweisheit in „Hermann und Dorothea“ ist inzwischen auch in den Vermischten Aufsätzen des Verfassers („Pädagogik und Poesie“, Berlin, Gaertner 1900, S. 100—117) erschienen.





Wenn wir uns heute 100 Jahre zurückversetzen und unsern Blick nach Weimar, dem deutschen Musenhofe, der Blütestätte unserer Dichtung, wenden, dann ragen vor uns in engem Bunde jene beiden Männer auf, die das Standbild Nietzschels festgehalten und verewigt hat, wie sie in innigster Freundschaft und gegenseitiger neidlosen Anerkennung einander den Lorbeer reichen: Goethe und Schiller! Man hat diesen Freundschaftsbund und dieses Denkmal einzigartiger Verbindung zweier im Kerne ihres Wesens so verschiedenen Geister auch symbolisch gedeutet als Sinnbild der Vereinigung jener beiden Richtungen, die man als Idealismus und Realismus einander gegenüberstellt. Und man ist zugleich nicht müde geworden, bis auf den heutigen Tag, sie, die beiden großen Klassiker unserer Literatur, mit einander zu vergleichen und die Größe des einen an der des andern zu messen. Ein recht unfruchtbares Mühen. Wer will leugnen, daß keine Schiller'sche Dichtung den „Faust“ erreicht? Aber unsere beiden großen Dichter sind uns mehr als nur Dichter. Und ist in der Hinsicht als begeisternder Prophet, als Prediger, als Führer nicht Schiller in noch höherem Maße als Goethe immer unserm Volke ein leuchtendes Bild sittlicher Kraft und Tiefe gewesen? Namentlich in Zeiten, wo es galt, Begeisterung zu sammeln für schwere Thaten und Kämpfe? — Goethe selbst wies solch Vergleichen zurück mit dem drastischen Worte, die Deutschen sollten zufrieden sein, daß sie zwei solche Kerle hätten.

Jene beiden Schlagwörter aber, Idealismus und Realismus, führen irre; denn ohne gesunden Realismus, d. h. ohne lebendigen Wirklich-

Lebenssinn hat es niemals einen großen Dichter gegeben, und ebenso wenig kann ein solcher des Reichtums an Ideen, der Liebe zur Kunst und zu allem Höhen und Edlen entraten. Beide Geistesrichtungen müssen daher in jedem Dichter vorhanden sein, und hinzu kommt, daß diese Begriffe einander überhaupt nicht diametral entgegengesetzt sind. Will man aber durchaus die Eigenart beider auf eine Formel bringen, so kann man sagen: Goethe geht vom Einzelnen zum Allgemeinen, zur Idee empor, Schiller steigt von der Idee hinab ins Einzelne, um jene an diesem zu erweisen. Goethes Denken ist das des Naturforschers, es ist ein gegenständliches (objektives) Denken; sein Denken ist ein Schauen, sein Anschauen ein Denken; so mußte er auch als Dichter zumeist erst den Stoff in seinem Innern erleben, ehe er ihn gestaltete, d. h. als sein Eigentum herausstellte.

Und andererseits befähigte gerade diese Kraft der Anschauung ihn ganz besonders zum epischen Dichter. Und so schrieb Schiller das ihn nicht weniger als den großen Freund ehrende Wort an Goethe: „Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition (d. i. Anschauung, Erfahrung) liegt alles, und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen.“

Erst nach manchen Irrungen und Wandlungen fanden sich die beiden edlen Männer, um nimmer wieder von einander loszulassen. Die Verschiedenartigkeit, welche sie zunächst abgestoßen hatte, zog sie hernach desto inniger zu einander hin.

„Selten ist es“, sagt Goethe, „daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich an-schließen und einander ergänzen.“

Hier ward es Wirklichkeit, jene zehn Jahre von 1794 an waren die Jahre fruchtbarster Thätigkeit, eines Austausches voll rückhaltloser Offenheit, voll gegenseitiger Förderung und Läuterung der Ideen. Ein neuer Frühling sei über ihn gekommen, bekennt Goethe, und die Früchte waren zahlreiche Balladen, die Xenien und vor allem „Hermann und Dorothea“.

Wir wissen, daß Goethe in heißem Schaffensdrange an 9 Sep-

tembertagen des Jahres 1796 je 150 Verse geschrieben hat; 1797 erschien die Dichtung, die endlich einmal wieder — wie einst „Werther“ und „Götz“ — den ungetheilten Jubel, auch in den weiteren Kreisen des Volkes, hervorrief. Kein Wunder, denn sie ist urdeutsch in Land und Leuten, in Handlung und Sitte, urdeutsch in ihrer schlichten Menschlichkeit, urdeutsch in den Grundanschauungen, die sie beherrschen. Und zugleich ist sie ein Meisterstück epischer Kunst.

Wollen wir uns das Wesen der poetischen Gattungen veranschaulichen, so müssen wir uns zu den Griechen wenden, die nicht nur sie alle in mustergültigen Formen hervorgebracht, sondern auch mit den ästhetischen Begriffsbestimmungen versehen haben. Homer ist der Vater der epischen Poesie. Ihm eiferte Vergil, ihm auch Dante nach. Und so sagt auch Goethe in seiner Elegie „Hermann und Dorothea“:

Wer wagte mit Göttern den Kampf? Und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Keine Literatur der Welt zeigt eine so geschlossene Entwicklung wie die griechische: vom objektiven Epos zum subjektiven Liede, und von da zum Drama, das vergangene Thaten, leidenschaftliche Kämpfe, Konflikte und Katastrophen in greifbare Wirklichkeit rückt.

Goethes dem griechischen Geiste so nahe verwandter Sinn lebte und webte, vor allem, seitdem er unter Italiens Himmel die Pracht des Südens genossen und die naive Menschlichkeit der Bevölkerung kennen gelernt hatte, in der homerischen Dichtung. Wenn er in Neapel am Strande saß und die Wellen zu seinen Füßen rauschten, da versenkte er sich ganz in die unvergängliche Schönheit der antiken Poesie und plante selbst eine Achilleis, eine Naufikaa. Seine ganze innere Natur wies ihn auf das Epos und die Lyrik hin. Ja, sein Leben selbst mit seiner inneren und äußeren Harmonie war einem Epos zu vergleichen; entfaltete es doch in stillem Bilden mit gewisser Naturnotwendigkeit auf jeder Altersstufe seine eigenartigen Blüten, und mußte er doch mit Selbstbeherrschung und Selbstzucht alle die inneren Kämpfe und die Widrigkeiten, deren kein Menschendasein enträt, aufzulösen in den großen Zusammenklang seines Lebens und der Natur, und vermochte doch die reiche Heilkraft seines Innern stets das gebrochene Gemüt wieder zur Versöhnung mit der Welt und mit sich selbst zu bringen. So liegt der Zauber homerischer Harmonie, epischen Gleichmaßes, epischer

Ruhe über seinem Leben. Schweren Konflikten ging er auch in der Dichtung lieber aus dem Wege; die Tragödie war daher nicht sein Feld; ja, er äußert sich einmal zu Schiller dahin, der bloße Versuch, eine wahre Tragödie zu schreiben, werde ihn zerstören. Und so bewegen sich auch Goethes Dramen auf dem innerlichen Boden seiner Seelenvorgänge, und wenn diese auch schwere Kämpfe in sich schließen, so herrscht doch in der Form die Gleichmäßigkeit, die edle Stille und der sanfte Fluß des Epos. Es ist daher natürlich, daß sich Goethe immer mehr von Shakespeare entfernte und sich immer mehr zu Homer hinwandte. „Noch auf den heutigen Tag“ — so bekennt er — „haben die homerischen Gefänge die Kraft, uns wenigstens auf Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gehäuft hat.“

Seine hohe epische Kunst hat Goethe Homer abgelauscht. In dessen Schule ist er gelehrt gegangen. Was wir von Homer rühmen, das finden wir in „Hermann und Dorothea“ wieder, wenn auch natürlich nach dem Maße der Zeiten und der Völker gewandelt.

Im Epos waltet die ruhige Objektivität; nicht wie der Lyriker drängt der epische Dichter seine eigene Empfindung in den Vordergrund; nicht folgt er dem Wellenschlage des Augenblicks, sondern in gleichmütiger Lebendigkeit entrollt er uns nicht das gegenwärtig Erregende, sondern das bereits Feststehende, Abgeschlossene in seinem allmählichen Werden. Als Einzelperson tritt er ganz zurück; er wird nur Organ, nur Mund des Volkes, das er uns in typischen Vertretern vorführt. Ruhig zieht die Begebenheit an uns vorüber; nicht waltet ein verwickeltes psychologisches Getriebe; nicht der Held in seinen äußeren und inneren Kämpfen ist das Wesentliche im Epos — weder bei Homer noch bei Goethe — sondern der äußere Vorgang, die Umstände, Zufälle, Ereignisse. Der Held ist nur ein Vertreter der Allgemeinheit, des Volkes, der Zeit. Kein schroffer Eigenwille regiert ihn, sondern er handelt aus dem Instinkt des Ganzen, als Kind seiner Umgebung. Er ist daher fast immer glücklich, ein Götterliebhaber, der alle Hindernisse überwindet. Im Epos tritt nicht der Kampf individueller Zwecke wider einander hervor, sondern es gilt, die Harmonie äußerer Begebenheit und inneren Willens herzustellen.

Unruhige Bewegung beherrscht die Lyrik, Spannung zwischen Furcht und Hoffnung das Drama: hier wird alles eng zusammenge-

drängt; hier folgt Schlag auf Schlag; von Stufe zu Stufe werden wir emporgehoben bis zur Höhe, die dann den Sturz herbeiführt. Im Epos entfaltet der Dichter in voller Breite das Leben und das Wirken der Menschen und spiegelt so ganze Stände, ganze Zeiten in ihrer Eigenart wieder.

Wie schlicht und einfach ist der Stoff des Goethischen Epos! Irgend wann einmal hat Goethe eine Geschichte der Salzburger Emigranten gelesen, und da wird eine Anekdote berichtet, die nun in seinem Gedächtnisse haftet. Ein reicher Bürgersohn fragt ein Mädchen im Zug der durchwandernden Flüchtlinge, ob sie bei seinem Vater dienen wolle. Sie ist bereit. Er geht zu seinem Vater, der ihn längst ermahnt hat zu heiraten, und erklärt, dies Mädchen begehre er zur Frau oder keine. Der Vater, seine Freunde, der Prediger raten ab; endlich geben sie nach. Nun stellt der Sohn das Mädchen vor, ohne ihr seine Absicht zu verraten. Der Vater fragt sie, ob sie denn wohl seinen Sohn heiraten wolle; sie wird empfindlich, weil sie sich verspottet glaubt. Da erklärt der Sohn ihr alles, und sie ist es herzlich zufrieden.

Und was macht der epische Dichter aus diesem Stoff? In behaglicher Erzählung, in behaglichen Reden der verschiedenen Personen entrollt er uns ein Bild einer ganzen Zeit; und den Hintergrund des Bildes, das uns so idyllisch anmutet, bietet die französische Revolution, so daß als Grundgedanke die Dichtung durchzieht jener Gegensatz zwischen dem Dauernden, Ruhigen und dem Unsteten, Beweglichen. Das Elternpaar, der folgsame Sohn, die guten Freunde, das gesamte Familien- und Dorfleben vergegenwärtigen uns die Sicherheit, den Frieden des Bestehenden, dagegen der Zug der Vertriebenen in seiner Unruhe, Unordnung, in dem Egoismus jedes einzelnen das Unsichere, Friedelose. Und die Lösung des Gegensatzes bietet der glückliche Schluß, indem Dorothea, dies hilf- und heimatlose Mädchen, eben wie sie sich gedemüthigt und ganz verlassen glaubt, sich geliebt und in feste, sichere und behagliche Verhältnisse aufgenommen fühlt. —

Für den epischen Dichter giebt es keine drängende Eile; er spinnt mit stiller Freude seine Fäden; er verharret auch gerne beim Unwesentlichen, und wäre es auch nur der geblühte Schlafrock des Hausherrn, wie in „G. u. D.“ — Alles ist dem Epiker wichtig, interessant; jeder Person, jedem Gegenstande, jedem Tiere verleiht Homer ein schmückendes Beiwort. Nicht anders der deutsche Dichter. Bald heißt der Vater

Hermanns „der treffliche Hauswirt,“ „der menschliche Hauswirt,“ „der gute Vater,“ und die Mutter „die kluge, verständige Hausfrau,“ „die würdige Hausfrau,“ „die verständige Mutter“ u. s. f. — Zwecks der Anschaulichkeit und gemäß der köstlichen Naivität, d. h. der ungebrochenen Einheit zwischen Leib und Seele, ist dem Vater Homer Essen und Trinken, die Bereitung der Speisen und Getränke, das Anlegen der Kleidung ebenso wichtig wie der Kampf, die Beratung in der Volksversammlung, wie die Haupthandlung. Auch in „H. u. D.“ erfahren wir genau, daß das Mütterchen den Freunden köstlichen Dreiundachtziger vorsetzt, und zwar in geschliffener Flasche auf blankem, zinnernen Runde mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins, oder wie die Pferde angeschirrt werden, wie das neue Rüttchen sich ausnimmt u. s. f.

Überall dehnt sich in behaglichem Detail die Darstellung. Ja, Homer scheut nirgend vor Episoden zurück; Bücher lassen sich aus dem Ganzen lösen, ohne daß der Gang der Handlung selbst leidet. Sogar im entscheidenden Augenblicke der Schlacht, wenn ein neuer Held auftritt, wird erst berichtet, woher er stammt, von welchen trefflichen Eltern u. s. w., oder wenn alles auf die Erkennung des heimgekehrten Odysseus hinzielt, wird des genaueren eine Jagdgeschichte aufgetischt, die uns die Narbe des Helden erklärt. Nicht anders im deutschen Epos. Wie behaglich wird die Erzählung vom Brande der Stadt ausgesponnen, der die Ursache zu dem glücklichen Ehebunde wurde, wie behaglich wird die Szene in dem „gebildeten“ Kaufmannshaufe, wo der arme Hermann eine so betäubte Rolle spielt, ausgemalt, und am Schlusse, wo die Entscheidung naht, geht Dorothea mit Ausführlichkeit der Erinnerung an ihr früheres Verlöbniß nach. Ausführliche Gleichnisse mit der genauesten Einzelschilderung stellt Homer als selbständige Genrebildchen in sein Epos hinein. Goethe macht davon nur spärlichen Gebrauch, doch erinnere ich an den Anfang des 7. Gesanges, der ein Gleichniß von hoher Schönheit bietet.

Was aber so das Epos an der Schnelligkeit des Ganges der Handlung, an fesselnder, mit sich fortreißender Spannung entbehrt, das ersetzt es durch die sinnliche Plastik, die Klarheit der Umrisse, die Schärfe der Anschauung. Für den Epiker gilt das Wort Goethes:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Einzelnen nach allen Seiten.

Aber auch der epische Dichter darf nicht durch Beschreibung des Zuständlichen ermüden; er muß, wie Lessing im „Laokoön“ an Homer nachwies, das Nebeneinander in ein Nacheinander auflösen. So schildert Homer nicht den gewappneten Agamemnon, sondern wie er ein Stück der Rüstung nach dem andern anlegt, nicht den fertigen Schilde des Achill, sondern wie er unter den Händen des kunstverständigen Hephästos entsteht. So entwirft auch Goethe nicht ein breites Gemälde von dem Besitze des Löwenwirtes, sondern indem wir die nach dem Sohn ausspähende, sorgende Mutter begleiten vor die Thür, durch die Ställe, den Garten, die Pforte, auf das Kornfeld, erhalten wir einen Eindruck von der Örtlichkeit und der Wohlhabenheit. Nicht preist ferner Homer in langer Schilderung — wie moderne Dichter, z. B. Ariost oder Byron — die weibliche Schönheit, und wenn es auch die der Helena ist, um derentwillen der ganze Kampf entbrannt ist, sondern er schildert die Wirkung, den Reiz der Schönheit: selbst die trojanischen Greise am stäischn Thor bekennen beim Anblick der nahenden Helena, wahrlich solch ein herrliches Weib sei es wert, daß um ihren Besitz ein langer Krieg geführt werde. Ebenso gesteht der Pfarrer, der nach dem von Hermann erwählten Mädchen ausschauen soll, ob es auch seiner würdig sei, wahrlich er begreife den Jüngling, der um ein solches Mädchen wüßte.

Vossens „Luise“ kommt nicht über die Beschreibung des Zuständlichen hinaus; das Leben eines norddeutschen Pfarrhauses tritt uns mit allem Detail in rührender Anschaulichkeit entgegen, aber über den ländlichen engen Kreis weist nichts hinaus. Das Gedicht ist ein Idyll, Goethes „Hermann und Dorothea“ aber ist ein Epos, wohl ein idyllisches, aber es hängt durch tausend Fäden mit dem ganzen Menschenleben zusammen; es hat den großen, weltgeschichtlichen Hintergrund; es vollzieht sich eine wirkliche Begebenheit; die Charaktere entfalten sich, und durch Gegensätze hindurch werden wir zur Harmonie, zum glücklichen Ausgange hingeleitet. Die Gestalten bei Voss sind Kinder der Reflexion, die Goethischen echte Kinder künstlerischer Phantasie, künstlerischer Anschauung; sie gleichen an entzückender Natürlichkeit, Lebenswahrheit und Einfachheit den homerischen. Sie sind typisch und individuell zugleich, d. h. vollendete Vertreter ihrer Art und doch wieder durch Einzelzüge deutlich charakterisiert.

Wer sähe ihn nicht vor sich, den wohlbeleibten, grundbraven,

wohlwollenden und tüchtigen, aber im Hause etwas herrischen und brummigen Löwenwirt? Er spielt im Städtchen etwas eigenwillig seine Rolle, belustigt auch wohl durch seine gemessene Würde die Straßengugend, so daß sie ihn mit Neckereien belästigt. Er hat ferner wohl ein Herz für die Bedrängten, aber wird nicht gerne vom Unglück näher berührt; er hat an seinem Sohn mehr zu tadeln als zu loben, da dieser nicht ganz aus gleichem Holz geschnitten ist wie er selber. Bei Tische trinkt er gerne ein paar Tropfen und wird im Räuschen leicht erzürnt; ist es verflogen, ist er aber auch wieder leicht zu behandeln. Wer sähe nicht vor sich die liebevolle, heitere, arbeitsame Gattin, wie sie den Sohn tröstet, mit dem innigste Herzensgemeinschaft sie verbindet, wie sie den Vater beschwichtigt, alles immer zum Guten lenkend, wie sie rastlos thätig, selbst noch in ihrer Sorge um den Sohn, im Garten dahinschreitend, die Raupen vom Kobl sammelt und die Stützen der Obstbäume zurechtfestigt?

Hermann ist der echte deutsche Jüngling, ganz Gediegenheit, Tüchtigkeit, Ernst, Liebe, aber mit einem charakteristischen Zuge zur Langsamkeit, Ungewandtheit, Kargheit in Worten, Befangenheit, namentlich bösem Willen gegenüber; er ist voll Treue, voll Zartgefühl gegen die Eltern und gegen das Mädchen, das sein Herz erobert hat; er ist von gesunder, aber noch nicht ganz gefestigter Kernkraft.

Im Pfarrer tritt uns ein Mann echter Geistes- und Herzensbildung, von Humanität und Versöhnlichkeit, Heiterkeit und tüchtiger Lebensweisheit und werththätiger Menschenliebe entgegen; so gelehrt er ist, so steht er doch mitten im Leben mit praktischem Sinn, ja versteht sogar die Kasse trefflich zu lenken.

Ein Meisterstück feiner, liebenswürdig humorvoller Charakteristik ist der Apotheker: so eine rechte, gutmütige Alltagscreatur, etwas unruhig, zappelig, wortreich; er dünkt sich wunderweise, obwohl er stets nur an der Oberfläche bleibt; drollig ist sein Egoismus, seine Angstlichkeit, mit der er auf dem Boock neben dem Pfarrer Platz nimmt, stets bereit, den Sprung zu wagen, wenn die Pferde dem gelehrten Lenker etwa durchgehen sollten. Drollig ist er in seinem Hagestolzenthum, seiner Angst um seine Habe, drollig in seinem Wohlthun, wenn er in Ermangelung einer Börse den Tabaksbeutel zieht und mit dem fremden Richter die wenigen Pfeifen Kanaster teilt, den er zu loben nicht versäumt.

Mit diesen Personen rundet sich das Bild der Familie und ihrer Freunde.

Von außen treten in den Kreis der Richter in seiner patriarchalischen Würde und Dorothea. Und wer sähe nicht vor sich das stattliche Mädchen, das Kraft und Anmut, Besonnenheit und Bestimmtheit, Charakterfestigkeit und Entschlossenheit mit Zartheit und Innigkeit vereinigt, wer sähe sie nicht, wie sie neben dem Wagen herwandelt, immer dienstfertig und hülfbereit, oder wie sie die Stufen hinabschreitet, zum Brunnen sich neigt und den Krug emporhebt, oder wenn sie in heiligem Eifer das Vergangene aufdeckt, voll sicherer Klarheit, und doch so zart ihre keimende Neigung zu dem stattlichen Jüngling hindurchklingen läßt? —

Und diese Gestalten des Goetheschen Epos sind wie die homerischen rein, natürlich, naiv, frei von jeder Sentimentalität; was würden romantische, was moderne Dichter nicht aus jenen Szenen unter dem Lindbaum und am Brunnen oder aus dem Heimwege bei Mondenschein und Wetterleuchten gemacht haben! Aber die epische Kunst Goethes wird immer von dem schönen Maß beherrscht und bleibt der Sphäre getreu, die sie zeichnet. Und gerade darin ist dies Epos so national, daß diese Sphäre so urdeutsch ist.

Im Kerne ihres Wesens sind die Deutschen immer ein Volk der Familie, des Privatlebens, des Gemütes, der behaglichen Ruhe, des Idyllischen gewesen; und so ist dies Gedicht das Epos von der deutschen Bürgertugend, von der Familie, ein echt bürgerliches, kein heroisches, historisches. Der unvergängliche Reiz ursprünglicher, einfacher Verhältnisse, patriarchalischer Zustände liegt über ihm: das Freien am Brunnen, das Leben mit der Herde, der Jörn und der Segen des Vaters u. s. w.

Schon kündigt sich das politische Zeitalter an; der festgefüigten Lebensordnung steht die wilde Auflösung des Zuges der Vertriebenen gegenüber. Es wetterleuchtet in der Ferne, und die neu sich gestaltende Zeit wirft ihre Schatten voraus. „H. u. D.“ ist ein Vermächtnis aus der stillen, unpolitischen Zeit. —

Seitdem ist ein Jahrhundert dahingerollt. Unser Leben ist noch viel abstrakter, reflektierter, kälter, gemüthloser geworden; die Maschine herrscht, mit ihr die Mechanisierung und Nivellierung. Immer mehr verwischen sich die charakteristischen Unterschiede in den Stämmen und Ständen, in den Provinzen und Städten; der Beamte, der Offizier

wird heimatlos, da er bald hier bald dort sein Zelt aufschlägt; Trachten und Sitten und Bräuche schwinden; in den großen Städten türmen sich die Mietskasernen; immer fremder und gleichgültiger wird im Kampfe ums Dasein, unter der Bürde des aufreibenden Berufes der eine dem andern; immer verwickelter, gekünstelter wird das Dasein. Aber wenn man auch dem gegenüber nicht nur die Errungenschaften auf technischem und auf politischem Gebiete, sondern auch die geistige Vertiefung in Betracht zieht, welche notwendigerweise sich immer mehr von der Einfachheit der Natur entfernen muß oder sie auf dem Wege gereifter Sittlichkeit zurückzuerobieren strebt, so verweilt doch gerne die Phantasie bei diesen Szenen einer kindlicheren Zeit, eines urwüchsigeren Geschlechtes, und was längst verschwunden oder doch nur noch auf ländlicher Flur, in der trauten Umschränktheit kleinstädtischer Enge zu finden ist, das machen Dichterkünste wahr, das lebt vor uns auf, wenn wir uns in dies Meisterstück epischer Kunst versenken. —

Aber dies Epos ist auch ein reicher Quell ewig sprudelnder Lebensweisheit, ja Gillebrand nennt es sogar ein Bibelwerk deutscher Religion und Tugend. Jedenfalls steckt so viel edle Menschlichkeit, so viel reine Sittlichkeit in dem Werkchen, daß es sich wohl verlohnen mag, die Perlen der Lebensphilosophie auf eine Schnur zu reihen. Denn es sind nicht aufbringliche Moralen, sondern schlichte Reflexionen, die mehr aus dem Herzen als dem Kopfe der Personen stammen, und die sich so selbstverständlich ergeben, als ob ein linder Wind die reifen Früchte der Erkenntnis uns in den Schoß schüttele. Wie löst also Goethe das Lebensproblem vom Standpunkte seines idyllischen Epos? Was bedeutet darnach das Leben als Ganzes, was fordert es von uns, was vermag es uns zu bieten?

Als leibliches Wesen wurzelt der Mensch in der vergänglichen Natur; wie die Pflanze und die Blume gefällt, die eine harmonische Bildung zeigt, so gilt auch von dem Menschen das Wort: „Wohl ihm, dem Mutter Natur die rechte Gestalt gab, denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.“ Aber vor allem muß das geistige Wesen zur stetigen Entfaltung gebracht werden, müssen die Keime, die in ihm schlummern, wohlweislich gehegt, gepflegt werden; man darf da nichts überhasten, nichts übertreiben, nichts Unmögliches fordern. Aus dieser Erkenntnis blüht der pädagogische Grundsatz hervor:

Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
 So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
 Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.

Es gilt, die Kräfte schonend pflegen; wie die Blüte zur Frucht, so „reift der Jüngling zum Manne“; in der Stille, ohne zubringliche, künstlich treibende Mittel bereiten sich die Kräfte am besten; in der Einsamkeit des friedlichen Landlebens oder des kleinen Städtchens, inmitten der Natur, unter reinen, schlichten Eindrücken entfalten sich die Talente des Knaben: „Besser im Stillen reift er zur That oft als im Geräusche wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.“ Aber auch das Herz bedarf der Pflege, bedarf des Sonnenscheins wie die Blume, auf daß aus ihm reine und tiefe Empfindungen hervorblühen, in denen der Charakter wurzeln, aus denen ein kraftvolles Handeln erwachsen soll. Wer rauh und hart solche Menschenknospe, eine so sich bildende Menschenseele anpakt, vor dem zieht sie sich in sich zurück — der Mimose gleich — und entflieht wie Hermann in die Einsamkeit, in die Natur. Denn das Menschenherz fühlt sich als ein Glied der Allmutter, fühlt sich innig verwandt mit dem elementaren Leben und Weben; es fänstigt sich am Frieden der Landschaft, wenn in Schmerz und Sorge es ihm zu enge ward in den Wänden des Hauses.

Die Natur wird zum Symbol des Innern; so in dem schönen Gleichnisse von dem Bilde der sinkenden Sonne, das lange dem geblendeten Auge vorschwebt, und dem Bilde der Geliebten, das stets vor dem entzückten Geiste Hermanns steht.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
 Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
 Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
 Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
 Gilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
 So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
 Sanft sich vorbei und schien dem Pfad ins Getreide zu folgen.

Voll Empfindung der Harmonie zwischen der Natur und dem Menschen bricht Dorothea in das schlicht herzliche Bekenntnis aus: „Es ist am rinnenden Quell so lieblich zu schwäzen.“ Das Wasser des Brunnens, mit dem sich spiegelnden Bilde der Geliebten, weckt Sehnsucht; es ist den Liebenden Wonne, wie ihre Bilder in der Flut zusammenfließen, „in der Bläue des Himmels schwanken,“ wie sie sich

neckisch zunicke und grüßen; da wird das Elementare zum Träger des Seelischen. Auch die Wolke wird geistig gedeutet, die „gewitterdrohend“ die Sonne verhüllt, die Beleuchtung heißt „ahnungsvoll“; die Gewitterschwüle wird psychisch empfunden gleich dem Gange und Bangen, das in den halb seligen, halb tiefbefloffenen Herzen bebt, und die schöne Mondscheinnacht mit der Helle und zugleich mit den tiefen Schatten und den „schwankenden Lichtern“ im Laube ist ein Abbild des inneren Sehns, des magischen Zusammenfließens von Furcht und Wonne; Dorothea bricht entzückt in die Worte aus: „Wie find' ich des Mondes herrlichen Schein so süß! Er ist der Klarheit des Tags gleich.“ —

So gewinnt der Brunnen, so gewinnt der Birnbaum, die Atmosphäre, das Schwinden des Tages, das Herausziehen der Nacht, der durchs Gebüsch den zitternden Schein sendende Mond, die drohende Wetterwolke, kurz alles gewinnt seelische Bedeutung.

Der Mensch weiß sich eben eins mit der Natur in ihrer stillen Gesetzmäßigkeit, ihrem Beharren im Wechsel, ihrer Harmonie, die in ihr als Notwendigkeit, wie schlummernde Geistigkeit, in ihm als Freiheit eines wachen, sich selbst bestimmenden Willens hervortritt. Er ist ein Glied der Natur, und doch erhebt er sich über sie. Auch er geht auf in das allgemeine Naturleben, wenn er stirbt. Aber ist das Sterben ein Ende? Ein Ende mit Furcht und Zittern? Eine erhebende Antwort giebt uns die Dichtung:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. —

So löst sich das Gespenst des Todes in die allgemeine Harmonie von Werden und Sein und Vergehen auf; so wird der Mäher Tod, der unbarmherzige Schreckensmann, zu einem „rührenden Bilde,“ das da mahnt, die Stunde zu genießen und zu nutzen, denn sie ist flüchtig, und zu hoffen ohne Zagen, denn im Menschengesteir lebt ein Funke, der nie erlöschen wird. —

Wie in der Natur Keim und Blatt und Blüte und Frucht sich folgen, so haben wir in der menschlichen Gemeinschaft: Ehe, Familie, Stadt, Staat. Und so ist das menschliche Einzelleben nicht nur ein

Glied der Familie, sondern auch des Staates, des Volkes. Die Grundfeste des staatlichen Lebens aber ist das Bürgerhaus mit seinen bürgerlichen Tugenden. Und das bringt uns ja gerade Goethes „Hermann und Dorothea“ wie keine andere deutsche Dichtung zur lebendigsten Anschauung.

Die keimende, reisende Liebe und der in jahrzehntelangem Beisammenleben geprüfte und erprobte Ehebund, die Ordnung und der friedengeschmückte Segen eines Städtchens, in dem ländlicher und gewerblicher Fleiß, Ackerbau, Handwerk und Industrie blühen: alles das tritt leuchtend hervor. Aber auch im einzelnen prägt sich der Segen des geordneten, von Sittlichkeit getragenen Familien- und Gemeindelebens aus, mag es nun der Wirt drastisch und kräftig preisen, mit Selbstgefühl die Bethätigung seiner Bürgerpflichten betonend, oder mag die kluge, verständige Hausfrau schalten und walten, voll Treue und Liebe, voll unermüdlicher Sorge in dem Heiligtum ihres Hauses, oder mag Hermann in Stall und Scheuer sein Wesen treiben, von früh bis spät sich in dem weiten Besitztum regend. Doch auch zur begeisterten Mannes- und Bürgertugend, die den Gewalten des Umsturzes wie den äußeren Feinden mit gleicher Tapferkeit die Brust entgegenzustellen bereit ist, mahnt er, die entschlossenen Völker preisend, die „für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“ Wie ein preussischer Landwehrmann von 1813, will er, wenn es gilt, mit Mut und Kraft schützen das Seine: „Drohen diesmal die Feinde oder künftig, so rüste mich und reiche die Waffen! Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern, O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen. Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“ So spricht er voll männlicher Entschlossenheit und voll Patriotismus, der Gut und Blut dem Wohle des Vaterlandes nachsetzt. So hat die Liebe, hat der Gedanke, selbst eine Familie zu gründen, selbständig ein Heimwesen zu leiten, die Kraft ihm gestählt und Mut eingeflößt, allem zu trotzen, was das häusliche Wohl, was die Gemeinde, das Volk zu stören sich anmaßen sollte.

Und dies lichte Gemälde, das uns in der Dichtung von dem Familien- und Gemeindeleben entworfen wird, findet sein düsteres Gegenbild in der französischen Revolution, in dem drohenden Kriege, in einer Zeit, in der

es scheint sich alles zu trennen;
 Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
 Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
 Freund sich los vom Freunde, so löst sich Liebe von Liebe.

Wohin es führt, wenn die Triebe entfesselt sind, wenn Ordnung und Gesetz, Sittlichkeit und Glauben wanken, das hebt die Schilderung des Richters erschütternd hervor, auf daß desto klarer hervortreten die Grundfesten des Gemeinschaftslebens: Ehe, Familie, Staat, von denen das Wort gilt: „Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.“ —

Und was fordert das Leben von uns? Es ist ein ganze Reihe schöner Tugenden, die aus schlichten Gedankengängen als notwendig nicht nur für das Wohl der Gesamtheit, sondern auch für das Wohl des einzelnen selbst zu erschließen sind.

„Heilig sei dir der Tag!“ mahnt das Gedicht. Jeder Tag ist ein Geschenk der Gottheit, ein Pfund, mit dem man wuchern soll, denn jede Stunde kann es zurückgefordert werden. Das lehrt auch Christus, und so geht auch jenes verwandte Wort aus seinem Munde, er wolle wirken, so lange es noch Tag sei, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Der Drang sich zu bethätigen, sich zu regen, der Trieb zu schaffen soll das wahre Lebenselement des Mannes sein:

Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
 Und verfaulen geschwind an dem Plaze, der ihn erzeugt hat.
 Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!

Der Wirt lebt und webt in eifriger Strebsamkeit, in der Lust, nicht nur das alte Bewährte zu erhalten, sondern vor allem zu verbessern, wie die Zeit und die Kenntnis anderer Völker und Zustände es lehrt.

Wer nicht vorwärts geht, der kommet zurücke.

Eine weise Maxime voll pädagogischer Wahrheit! Wie der Muskel erschläfft, der nicht geübt wird, so auch die Kräfte des Geistes, das Gedächtnis, der Verstand, die Phantasie, das Gemüt, der Wille. Stillstand giebt es weder in der elementaren noch in der geistigen Welt. Nur ein Vorwärts oder ein Zurück! Eine Steigerung der Kraft oder eine Verkümmernng. Nicht anders ist es im Hause und im Gemeinwesen; wo nicht rüstiges Streben waltet, da morschen die Balken, verfallen die Türme und Mauern, und Unordnung und Unreinlichkeit

spiegeln die Trägheit der Bewohner wieder. Dem Standpunkte ängstlicher Sparsamkeit und des Stillstandes, der Scheu vor Neuerungen, der zaghaften Bedenklichkeit, den der Apotheker vertritt, stellt sich der Wirt entgegen; andrerseits betont der maßvolle Pfarrer gegenüber der ungestümen Art seines Freundes die Wichtigkeit des Beharrens, das stille Wirken des Ackerbauers und des Handwerkers, des friedlichen und geruhsamen Bürgers mit dem immer gleichen Sinn und Verstande, der somit selbst ein Stück still und langsam und geduldig schaffender Natur ist, denn auch sie läßt nicht den Boden jedes Jahr sich verändern:

Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel auf, mit reichlichen Blüten gezieret.

Auch die Mutter ist ein Bild der Geschäftigkeit, die keinen Schritt vergebens thut. Und den Beruf des Weibes, das dienende Wirken entwickelt berecht und mit Herzenswärme Dorothea, denn es ist ihr Lebenselement. Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;

Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern.
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu hauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz gewiß und leben mag nur in andern!

Mit dem Drange, sich nützlich zu machen nach Kräften, mit dem Sinne für Ordnung, mit Wißbegierde, die in der rechten Neugierde wurzelt, muß sich Freudigkeit paaren, wie sie in der Seele der trefflichen Eltern waltet, jenes Behagen am Leben, das beim Wirt sogar die Sorge scheut als ein Übel, dem nichts unleidlicher ist als Thränen der Weiber. Doch an Milde der Gesinnung übertrifft das Weib den Mann; denn „die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte;“ sie stehen zu sehr unter dem Banne des jüngst Erfahrenen und Erlebten; lassen sich zu Übertreibungen fortreißen, während das weibliche Herz geduldig ist und auch den Umweg wandelt; die Männer pflegen im Streit wie zwei Felsen gegen einander zu stehen; niemand mag das versöhnende Wort sprechen. Da heißt es, sich selbst bezwingen wie Hermann seinem erregten Vater gegenüber.

Mit solcher Selbstzucht, die schon in der Lebensflughet wurzeln muß, müssen sich Mut und Entschlossenheit verbinden. Wer so zögernd und ängstlich furchtsam ist wie der Apotheker, der bringt es zu nichts oder verkümmert und verknöchert sein Leben: „Wer lange denkt, der wählt nicht immer das Beste“; der Besonnenheit muß die Begeisterung Flügel geben; das Grübeln hat der böse Feind gesäet wie Unkraut unter die Garben, das alle guten und tapferen Gedanken tötet.

Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharret, der bildet die Welt sich.

Gar manchmal tritt an den Menschen die große Entscheidung über seine Zukunft heran; er steht am Scheidewege, er soll wählen. Wessen Blick da getrübt, wer unklar, unsicher, unbestimmt in seinem Wollen und Streben ist, der vermag nicht klug abzuwägen, der bangt und zagt und hebt zurück vor dem Entschlusse, und doch, „der Augenblick nur entscheidet über das Leben der Menschen und über sein ganzes Geschick,“ und wehe dem, der den einzigen fruchtbaren Augenblick dahingehen läßt; die Blüte fällt ab, ehe sie sich erschließen, ehe sie zur Frucht reifen konnte. So wird gar mancher zum Ambos, der Hammer sein könnte, wenn nicht in ewiger Bedenklichkeit ihm Verwegenheit und Tollkühnheit scheinen würde, was Entschiedenheit und Mut ist. Freilich der übertreibenden Hoffnung stelle sich die Einsicht entgegen, daß auch „das Leben selbst nicht höher zu schätzen ist als ein andres Gut,“ und daß „alle Güter trüglich“ sind. Fest soll aber der Mut, „der gleiche Mut zu Glück und Unglück,“ sich erheben in unerschütterlichem Gottvertrauen, das nicht „nur im Elend erkennet Gottes Hand und Finger,“ sondern immerdar festhält am Glauben und an frommer Gesinnung,

Denn sie macht im Glück verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Und was kann nun die Frucht solcher Tugenden sein, was kann uns das Leben an Glück bringen?

Was wahres Menschenglück ist, das tritt uns in rührendster Weise in dem Gedichte entgegen, das durch Irr- und Wirrnisse zum glücklichen Ziele hinführt, weil es durch Erfahrungen und Schicksale die Charaktere läutert.

Welch beseligendes Glück im Geben und Nehmen, im Trösten und Vertrauen die Liebe in sich schließt, das zeigt in unnachahmlicher Weise zwischen Mutter und Sohn der vierte Gesang, und wie wahre Neigung den Jüngling zum Manne vollendet, wie sie zur bezwingenden Gewalt wird, die alle Hindernisse hinwegräumt, der Sonne gleich, die alles Wolkendunkel verscheucht: das zeigen die beiden letzten Gefänge, wo vor allem die Heldengröße des Weibes in ihrer ganzen unendlichen Tiefe des Empfindens, in ihrer schämigen Scheu, ihrem Mut zum Verzicht, ihrer festen, unerschütterlichen Ehrlichkeit auf das hellste hervorleuchtet. *Per aspera ad astra.* — Auch die Eltern haben es erfahren, daß selbst das Unglück zum Glücke sich fügen kann, daß der Ernst der Lage die Menschen zusammenführt, daß das Tagesgestirn wohl niedergeht und ein Haus im Brande niedersinkt, daß aber auch der leuchtenden Sonne gleich, die am Morgen sich erneut, auf dem Schutt und den Trümmern neues Leben erblühen kann. Und so erfahren es die jungen Liebenden, daß der Weg zum Glücke rauh ist — da knackt wohl der Fuß, man droht zu fallen — daß es der Charakterstärke bedarf, um es sich zu eigen zu machen, daß durch Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit hindurch der Pfad zum beseligenden Besitze leitet.

Die meisten Menschen sind blind für das, was wirklich zu ihrem Frieden dienet; beständig weilen sie in der Zukunft mit flatternden Wünschen, die „das Gewünschte verhüllen.“ Wie selten ist die Kunst, recht zu leben, die Gegenwart zu nutzen und so zu genießen, wie sie es verdiente; der Alternde weilt in der Vergangenheit, der jugendlich Strebende, Hoffende in der Zukunft, und seine Sehnsucht überwuchert gar leicht das, was wirklich heilsam und gut ist; dieser wie jener verliert darüber den wahren Genuß des Daseins; denn nur selten kommt es wie man wünschte, meistens mit Abzug; legt man aber alles Gewicht auf das, was ausgeblieben ist, was versagt ward, so gerät man von Enttäuschung in Enttäuschung, und Verbitterung wird der Wurm, der auch die spät gebotene Frucht ersehnten Glückes anagt und schließlich verfaulen läßt. Da bietet uns das tiefe Wort unser Gedicht: „Die Gaben kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.“

Das Glück läßt sich nicht zwingen; aber es naht in der That in tausend Formen dem Menschen. Wie unsere deutsche Poesie, wie der

deutsche Humor in seinen bedeutendsten Vertretern es uns vorzuführen pflegt, ist es zumeist das Glück in der Beschränkung, in trautumfriedeter Enge; es liegt im bürgerlichen Behagen, wie es das abgeschiedene Städtchen im Thal mit seinen wohlhabenden, betriebsamen Bürgern in „Hermann und Dorothea“ uns darstellt; es ist das Glück des Besitzes, in dem sich traulich Felber an Felber reihen, die schönen reichen Gebreite, jenes Glück, wie es hier heißt, „mit der Freude des Tages und mit der Sorge für morgen“; denn die Sorge ist ein beträchtliches Stück Poesie des Lebens. Wohl hängt der Mensch am Besitz, freut sich in ihm und „verläßt so ungern das Letzte der Habe,“ aber nicht „der Haufe beim Haufen,“ „nicht das Sparen allein, um spät zu genießen, machet das Glück,“ sondern das Sorgen und Ringen.

Aber es ist im Grunde genommen nicht viel, wessen der Verständige bedarf, um glücklich zu sein:

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig,
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Solche Erkenntnis führt zur idyllischen, genügsamen Zufriedenheit, die durch bescheidene Ansprüche von allem dem, was der große Haufe begehrt, die Wünsche zügelt, zu dem gleichmäßig gestimmten Gemüt, das sich bescheidet, das in der Harmonie, in dem Gleichgewicht der geistigen und sittlichen Triebe und Fähigkeiten, in jenem festen Ruhen in sich selbst, in der Einigkeit mit sich, mit der Natur, mit seinem Gott das Erstrebenswerteste erblickt. Denn weise sein heißt nicht nur gut, sondern auch glücklich sein, und „jeder ist doch nur auf eigene Weise gut und glücklich.“ Der Mensch ist so glücklich, wie er gut ist. Gut und glücklich sind Begriffe von engster Wechselwirkung. Das ist der Anfang und der Gipfel der echten Lebensweisheit, auch jener, die uns Goethes „Hermann und Dorothea“ verkündet. —

Hundert Jahre besitzt nun dies kostbare Vermächtnis seines größten Dichters, dies Epos voll höchster Kunst und reifster Lebensweisheit, wie es einzig in unserer neueren Litteratur dasteht, das deutsche Volk. Wer wollte ermessen, wie viel Segen es schon gestiftet hat, wie viele fruchtbringende Reime der Freudigkeit zum Leben, zum Wirken und Schaffen und Wohlthun es in die Herzen der Menschen austreute? Wer ermessen, was es noch wirken kann? Denn es ist ein Besitztum für alle Zeiten, ein *κτῆμα ἐς αἰ.*

Wie in der Überschrift des Epos, in der Vereinigung des deutschen Namens „Germann“ mit dem griechischen „Dorothea,“ d. h. Gottesgabe, so spiegelt sich in dem ganzen Gedicht die harmonische Verbindung deutschen Wesens und antiker Kunst wieder.

Möchten allezeit Griechentum und Germanentum im engen Bunde mit dem Christentum die Grund-Säulen bleiben für unsere deutsche Bildung, für unsere deutschen Gymnasien!



Von Alfred Biese sind u. a. erschienen:

Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern, Kiel, Lipsius & Tischer 1882—84, im Mittelalter und in der Neuzeit, 2. Ausgabe, Leipzig, Veit & Comp. 1891.

Die Philosophie des Metaphorischen, Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1893.

Lyrische Dichtung u. neuere deutsche Lyriker, Berlin, Wilhelm Herz 1896.

Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze, Berlin 1900, R. Gaertner.

Inhalt.

- | | |
|--|--|
| I. Zum psychologischen Moment im Unterrichte. | 5. Die Sprache Goethes. |
| II. Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule. | 6. Goethes Mutter und der Humor. |
| III. Hellenische Lebensanschauung und die Gegenwart. | VIII. Das Natur schöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts. |
| IV. Die griechischen Lyriker in den oberen Klassen. | IX. Die Naturlyrik Uhlands u. Mörikes. |
| V. Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe. Eine kritische Zeitbetrachtung. | X. Storm und Mörike. |
| VI. Zur Behandlung Lessings in Prima. | IX. Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. |
| VII. Zur Behandlung Goethes in Prima: | XII. Die Poesie des Sternenhimmels u. der Sternenhimmel in der Poesie. |
| 1. Allgemeines u. Goethes „Tasso“. | XIII. Die romantische Poesie des Gebirges. |
| 2. Die Lebensweisheit in „Hermann u. Dorothea.“ | XIV. Die Poesie der Holsteinischen Heide. |
| 3. Die metaphorische Sprache in der „Iphigenie.“ | XV. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. |
| 4. Zur Behandlung Goethescher Gedichte. | XVI. Die Aufgaben der Litteraturgeschichte. |
| | Anhang |
| | Eine Tusulanenstunde in Prima. |



Von Alfr
Die Entwicklung
Kiel, Lipfius
Neuzeit, 2. S
Die Philosophie
Boß 1893.
Lyrische Dichtung v
Pädagogik und Po

- I. Zum psychologi
Unterrichte.
- II. Das Problem
seine Behandlun
- III. Hellenische Lebe
die Gegenwart.
- IV. Die griechischen
oberen Klassen.
- V. Einförmigkeit in
Schulbetriebe.
betrachtung.
- VI. Zur Behandlun
- VII. Zur Behandlung
 1. Allgemeines
 2. Die Lebenswei
u. Dorothea.
 3. Die metaphor
„Iphigenie.“
 4. Zur Behan
Gedichte.

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



nd Römern,
und in der
ig, Leopold
Herz 1896.
l. Gaertner.
thes.
nd der Humor.
n Spiegel der
d des deutschen
ds u. Mörikes.
eres und das
nenhimmels u.
in der Poesie.
oesie des Ge-
einischen Heide.
n Wandel der
Litteraturge-
in Prima.

